



Hannes Ringlstetter

P A R I S

NEW YORK

ALTEISELFING

Auf Ochsentour durch die Provinz

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

www.hringlstetter.de

Tourdaten und News sowie Anfragen/Booking:
www.konzertagentur-friedrich.de

Die Live-Band-Show ›Paris. New York. Alteiselfing‹
ist ab März 2016 auf Tournee



Originalausgabe
© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung von Fotos von Ingo Pertramer und
Catherine Ledner
Gesetzt aus der Concorde 9/12,75 pt
Satz: Bernd Schumacher, Friedberg
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26098-5

»Ich lasse mir doch von der Wahrheit
eine gute Geschichte nicht versauen!«
Frei nach Gandalf (Der Herr der Ringe)

»I don't feel Rock 'n' Roll today.«
Jerry Lee Lewis

»Jeder Preis sucht sich seinen Träger.«
Gerhard Polt

»Augen starrrrr. Aufs Honorarrrrr.«
Chefgitarrist

»Letzte Woche war der Priol da, da war's voll!«
Hausmeister

»Was is denn mit unserer Jugend los?
Die hören Helene Fischer und den Gabalier!!!!«
Simon

»Shine On You Crazy Diamond!«
Pink Floyd

Inhalt

Vorbemerkung in Sachen Status quo	9
Drei Kinder, drei Flöten	12
Ein Russe fürs Gymnasium. Der Übertritt	14
Hinauf in den vierten Stock der Klassik	17
When Rock 'n' Roll comes to the Kinderzimmer	20
Und schon geht's den BACH runter	21
Qualtinger, Pumuckl und Reinhard Mey	25
Erster unbeholfener Versuch, ein Rockstar zu werden	28
Zweiter Schritt: Künstlernamensgebung	31
Dritter Schritt: Auftritt! Im Café National	33
Benötigt werden: ein Gitarrist und ein Fahrzeug	36
I don't feel Rock 'n' Roll today!	39
Das ist was für die Tauben: Proberäume	47
Hinaus in die Welt! When Rock-'n'-Roll-dreams don't come true ... Die B85-Tour	59
Scarlett	65
Das Hendlmonster von Wiener Neustadt	70
I'm not from Austria	76
Der, mit dem die Hunde spielen	82
Ba-Ba-Banküberfall! Fast ein Skandal	83
Himmelfahrt!	85
Mach dich frei! I'm too sexy ...	90
Paris. New York. Alteiselfing	97
Vor dem Ende ist nach dem Anfang	110
Solo!	114
Vienna calling?	115
München – jetzt also doch!	121
Schmerzensgeld	126
Winseln an der Luhe	137
Es lebe der Regionalrassismus!	140
Junge, komm bald wieder, nein: Fahr nie wieder hinaus!	143
Hamburg – du Perle	158

»Ich würde ja so gerne auf ner Nordseedüne sitzen – und nicht schwitzen – aus allen Ritzen«	165
I took Berlin and Berlin took me oder: Michael Jackson, Wolfgang Lippert und: Pamela Anderson!	174
Quatsch nicht!	178
DAS wäre Ihr Preis gewesen, Herr Ringlstetter!	181
»Vorsicht, Kopf!« Die Krone der Schöpfung: der Hausmeister	187
Simon's speech	193
Sterbezimmer!	198
»So. Dann krieg ich hier von Ihnen bitte noch ein Autogramm!«	203
Einfach nur: Oed	206
Kaffee, Kippen, Kopfhörer	210
Dank	216

Vorbemerkung in Sachen Status quo

Der erste Satz in einem Buch ist der entscheidende, hab ich mal gelesen, also wie wär's mit dem: Seit vierundzwanzig Stunden sitze ich jetzt schon mit meinem Hintern auf demselben Fleck. Auf La Gomera. Es ist Dezember und dieses Buch soll geschrieben und einiges, was mir wichtig ist von den letzten fünf- und zwanzig Jahren Provinz-Rock 'n' Roll mit anschließendem Kleinkunsteinstieg, erzählt werden. Ich hab viele Geschichten im Kopf, einige hab ich schon angerissen, manche sind fast fertig, andere werden rausfliegen. Viel Zeit hab ich nicht mehr dafür. Aber das ist immer so und daran hab ich mich gewöhnt. Ohne Druck, das gebe ich zu, würde ich es eh nie hinkriegen. Typisch ist, dass zwar ich hier bin zwischen Bananenstauden, Orangenbäumen, Atlantikwellen, Althippies, Esoterikern, Heilpraktikerinnen, Musikern, Kabarettisten und Hängengebliebenen, aber mein Gepäck: nicht!

Vergessen worden. In München. Am Flughafen. »Kommt die Tage nach!« Aha. Also Unterhosen, T-Shirts, Zahnbürste gekauft und nun endgültig getrennt von jeglichem Komfort und Gepampertsein, was ja so eine Tour, wenn sie erfolgreich läuft, mit sich bringt. Hotels, Fahrer, jeden Abend wird gekocht, wenn auch meist eine Spur zu bürgerlich. Ich konzentriere mich aufs Spielen, Leute-Bespaßen, Kundenpflege sozusagen, Interviews; regenerieren, reisen, Massagen, essen, trinken, rauchen, telefonieren, mailen, schlafen, duschen, warten. Viel warten. Zu viel warten. Permanente Ruhe vor irgendwelchen Stürmen. Andauernd angezogene Handbremse und professionelle Kontrolliertheit, um dann irgendwann nach der Show den Adrenalinabfall zu bewältigen und in Ruhe was zu trinken, aber nicht zu viel. Früher hab ich gepennt wie ein Kleinkind, wenn ich Alkohol intus hatte. Vorbei. Ich schlafe am besten mit wenig oder noch besser ohne Alkohol im Blut. Leute sind um mich und mit mir verbunden, mein Tontechniker, seit 1997 machen wir schon ge-

meinsame Sache, mein Tourmanager, Fahrer und Backliner, den ich noch länger kenne. Ab und zu, wenn es das Budget hergibt, ist ein Keyboarder dabei, manchmal ein weiterer Begleitmusiker und alter Gefährte, der »Professor«, und mal eine ganze Band, alles Freunde, aus den letzten Jahrzehnten ins Jetzt mitgenommen. Wir fahren viel rum. Auf Tour sein kann ich, ich weiß, wie das geht, da kann ich die Balance halten zwischen Vernunft und Rock 'n' Roll, Schlafen und Wachheit, Ärger über Hotels und anderes Ungemach sowie Spaß haben und lustig sein müssen. Ich kann, und das möge jetzt nicht überheblich klingen: abliefern, ohne abgefickt zu sein. Ich halte es relativ gut aus, fast permanent von Menschen umgeben zu sein, die was von mir wollen, aber es strengt mich an. Natürlich. Es ist harte Arbeit, diese Heimatlosigkeit. Und das Funktionierenmüssen, das ständige Gefordertsein, perfekte Shows zu zeigen, der hohe Anspruch an mich selbst machen das Ganze oft nicht »easier«. Kein Gejammer, einfach Fakt. Ein großes Glück ist, dass ich grundsätzlich die Menschen mag, am liebsten natürlich die, die in meine Liveshows kommen.

Wenn dann so ein Block vorbei ist: sechsendvierzig Shows, acht Drehtage sowie zwei bis drei TV-Shows, und das alles in zwei Monaten, dann, ja dann muss ich mich wirklich hinsetzen. Wenn ich Glück habe, geht es mir gut, meistens okay, selten, aber hin und wieder eben bin ich schon auch: LOST!

Mein Gepäck ist also nicht da. Keine Klamotten. Keine Ladegeräte, die Süßigkeiten von der Frau nicht, kein iPad. Nur eine Gitarre, ein Schreibbuch, ein Notizblock, ein Kugelschreiber. Das war's.

»Ich weiß ja nicht, was Sie jetzt machen, aber ich geh auf die Weihnachtsfeier«, sagt die Frau in der teuren Lost-and-found-Auslandsleitung, die eigentlich dafür sorgen soll, dass mein Gepäck hier mal eintrudelt. Lost-and-found. Bisher nur lost. Es hört nicht auf. Das Leben ist eine Geschichtensammlung. Jedenfalls meins. Hier sind jetzt meine. Ein paar davon.

Etwas muss ich aber vorab noch loswerden, schließlich geht

es in diesem Buch um Rock 'n' Roll, also die dritte Säule einer weltweit anerkannten Aneinanderreihung, die mit »Sex & Drugs« beginnt und vielleicht eine bestimmte Erwartungshaltung weckt. Wobei es eigentlich heißen müsste: Sex und Drugs = Rock 'n' Roll, so man den Lifestylebegriff meint und nicht die Musikrichtung. Rock 'n' Roll wird im Folgenden verwendet als Oberbegriff für das Lebensgefühl von Lautheit, Wildheit, Freiheit, Trunkenheit, Draufheit und Geilheit. Denn das ist ja das Wesen sowie die Botschaft des Rock 'n' Roll: OPEN YOUR MIND! Wie selbiges Menschen aus der (tiefen) Provinz gelingen kann, wird zu klären sein. Aber das sei vorweggenommen: Einstellungsmäßig stehen wir den Granden des Rock 'n' Roll in nichts nach, im Gegenteil.

Was den anderen Teil dieser Kombination anbelangt, »Sex and Drugs«, so will ich natürlich nicht den Duft des Gediegenen verbreiten, aber ich bin halt der Meinung, man muss nicht jede Eskapade jedes Mal ausschmücken, anders und somit noch ehrlicher formuliert: Der Leser kann stets davon ausgehen, dass sowohl bestimmte Substanzen als auch Phantasien sowie deren Umsetzung im erotischen Bereich beim Berufswunsch »Rockstar« eine Rolle spielten. Noch anders: Das Testosteron ist neben Straßen aller Art, Kippen, Bier und Elektrosmog ein stetiger Begleiter dieses Berufsbildes.

Ich mache mir jetzt einen Kaffee, rauche eine Zigarette und lasse einige der Anekdoten aus diesen fünfundzwanzig Jahren an mir vorüberziehen. Niederlagen, Siege, Lustiges, Trauriges, Schönes, Hartes, Banales. So oder zumindest so ähnlich passiert, und in jedem Fall immer Teil meines Lebens geworden. So viel also zum Status quo. Apropos: Die Band Status Quo hat ihr letztes Album und die dazugehörige Welttournee »In Search of the Fourth Chord« genannt. Das ist extrem selbstironisch für eine Band, die über Jahrzehnte mit drei Akkorden auskam. Selbstironie ist übrigens die einzige Fähigkeit, die man wirklich braucht, um im Rock 'n' Roll zu überleben. Das mal dazu.

Drei Kinder, drei Flöten

Was für eine Idee. Hausmusik. Miteinander musizieren in der Familie. Musikalische Früherziehung heißt das, was ich genossen habe, wohl heutzutage. Und es wird pädagogisch gelobt. Man vergisst dabei etwaige Höllenqualen, die sich im Leben erst zu einem Zeitpunkt auszahlen könnten, wo das diesbezügliche Trauma bereits jeglichen positiven Effekt weggewischt hat. Kurz: Das Erlernen der C-Blockflöte, gern der Marke Moeck, ist eine unausrottbare Idee der Kindererziehung. Bei so viel kollektivem Leid ist es eigentlich unverständlich, dass es weiter und weiter geschieht, denn man müsste doch meinen, dass meine Generation spätestens bei den eigenen Kindern auf diese see-lische Akustikgewalt verzichten würde, da sie selbst darunter gelitten hat. Aber weit gefehlt, auch heute noch höre ich in Nebenwohnungen und über der Straße Kinder abwechselnd flöten, tuten, heulen und den Holzstab mit Löchern drin gegen Wände knallen.

Weihnachten war der Höhepunkt des Jahres und der innere Widerstand so grenzen- wie sinnlos. Es wurde »In dulci júbilo« und »Ihr Kinderlein kommet« direkt in die Weihnachtskrippe hineingeflötet mit des Vaters Cembalobegleitung und dem einsamen Gesang der Mutter, denn von uns konnte keiner singen, da ja Flöte im Mund. Sopran, Alt, Tenor, dem Alter nach von oben nach unten wurden die Stimmen verteilt, ich hatte die Tenor, die große, an den Lippen, und vom Mögen war ich weit entfernt, vom Können leider nicht. Das ist das Problem mit den Talenten, dass wenn man sie hat, irgendjemand der Meinung ist, man müsse sie ausbauen, ohne Rücksicht auf Spaß und Leidenschaft; einfach nur, weil man sich nicht blöd anstellt, muss man es dann machen. Man sollte als Kind in solchen Dingen also Ungeschick zeigen, Lehrer zur Verzweiflung bringen, die Eltern gleich mit, bis sie einen im Turnverein anmelden, und dann hat man seine Ruhe vor der Überei und dem Pfeifen in den Ohren,

das dreiflötiges, noch so richtig gespieltes Musikmaterial auslöst. Zumindest in meinen.

Wir Kinder wurden zu Auftritten in Kirche und bei Verwandtschaft zumeist in gleiche Kleidungsstücke verfrachtet, und schon sah das aus nach einem Trio, vom selben Stamme. Da auch meine Geschwister alles andere als untalentierte waren, dachte man sich von erzieherischer Seite wohl: Dann lass uns mehr daraus machen. Ich überlege gerade, ob man eigentlich von Tragik sprechen muss, dass das meine erste Band war. Ein Blockflötentrio. Moeck statt Fender.

Außer bei den Weihnachtshits ist die Musik für Blockflöten zum einen spärlich und zum anderen alt. Sehr alt. Alte Musik ist dann auch gleich der korrekte Fachausdruck, da, ja da haben sie noch geschrieben für diese Instrumente, später dann eher nicht mehr so viel, was nicht schlimm ist. Heute, hoffe ich, setzt sich kein Komponist mehr hin und verfasst Menuette und Ähnliches für drei bis acht Flöten. Bitte nicht. Falls doch, bitte ich diese Komponisten aufzuhören, wieder als Lehrer zu arbeiten, oder zumindest die Noten nie einem Verlag zu geben, denn was soll aus Kindern werden, wenn musikalische Früherziehung so endet, im Blockflötentrio.

Dabei war das Trio noch gar nicht das Ende der Karriere. Nein, ein Lehrer hatte im Bayerischen Wald eine Gruppe für mittelalterliche Flötenmusik gegründet, und da wurden wir hingefahren und eingepasst. Weitere Flöten, bis zu acht Stück, ergänzten unser Getröte, und weil das ja noch nicht reichte, stießen dazu mittelalterliche Instrumente wie Laute, irgendwelche falsch klingenden Hörner und Trommeln mit Schellen daran, um Rhythmus zu erzeugen, einen Rhythmus, zu dem nicht mal Justin Timberlake wüsste, was er darauf tanzen soll. Es kam zum Äußersten, denn das unselige Orchester wollte natürlich nicht nur im kleinen Kämmerlein blasen. Den Rest kann man sich denken, Scham machte sich in mir breit, bei jedem Öffentlichwerden der Kapelle, Scham, die sich so in mich hineinfräste, dass irgendwann Hass daraus wurde, Hass auf das gesamte Mittelal-

ter und dessen Musik, so schlimm, dass Mittelaltermärkte und irgendwelche Leiern und Kettenhemden und eben Flöten aller Art bis heute bei mir Aggressionen der Stufe »Ich hätte Lust, in Polen einzumarschieren« auslösen. Irgendwann streikte ich, komplett, wollte nicht mehr in den Bayerischen Wald gefahren werden, nicht mit meinen Geschwistern und nicht allein, ich wollte nicht mehr hin zu dem Lehrer-Hippie-Mittelaltermann, der mit seinen Flöten-Lauten-Schellentrommeln-Arrangements fast meine gesamte gefühlte Musikalität vernichtet hat. Ich unterstelle ihm nichts, aber dass da keine Absicht dahinterstand, einem jungen Menschen das Musizieren zu verleiden, kann man bei Licht betrachtet eigentlich gar nicht glauben.

Ein Russe fürs Gymnasium. Der Übertritt

In Rechnen war ich in der Grundschule schon nicht wirklich talentmäßig gesetzt, später dann versaute mir Mathe jedes Zeugnis, jedes Wochenende und gern auch mal die Ferien, aber es reichte dennoch für den Wechsel von der Dorfgrundschule ans Gymnasium der Stadt, wo mein Vater Lehrer war. Die Konsequenzen aus dieser Tatsache sollten später in unserem Verhältnis zwar noch eine Rolle spielen, gehören aber nicht hierher. Mit zehn galt es, als Sohn des Gymnasiallehrers bei den Übertrittsfeierlichkeiten in der Aula der Grund- und Hauptschule Alburg einen Beitrag am Pianoforte vorzubereiten. Eines meiner ersten Solokonzerte also. Wenn man so will. Zusammen mit meiner Klavierlehrerin hatte ich ein Stück des russischen Komponisten Dimitri Schostakowitsch ausgewählt. Das war alles andere als leicht, eher schwer. Und es war relativ lang und hatte drei unterschiedliche Teile, die aber wiederholt wurden, an sich verändernden Stellen. Also komplex, zumindest für einen Zehnjährigen, der schauen muss, dass er die Finger überhaupt

so weit auseinanderbringt, wie der russische Komponist auf seiner Taiga-Datscha das so aus seinen sicher langen, gelenkigen Tastengreifern rauskomponiert hat. Nach irgendwelchen Reden betrat ich also in meinem schicken Bühnenoutfit inklusive bereits damals verhasster Fliege die Grundschulbühne und ging zum Flügel, vielleicht auch nur zum Klavier, nahm Platz, das weite Elternrund verstummte, und ich begann mit der Darbietung des Stücks.

Ich habe immer auswendig gespielt. Nie nach Noten. Also zu Hause beim Üben schon, aber beim Vorspielen oder in konzertantem Umfeld nie. Eigentlich ein Wunder, dass ich ab diesem Tag nicht doch damit angefangen habe, oder vielleicht auch gerade nicht. Ich gab also den Wunderkindpianisten und spielte den Schostakowitsch, spreizte meine leicht angewursteten Fingerlein und vertuschte kleine Unsicherheiten mit dem Einsatz des Pedals. Ich kam problemlos, ja nahezu souverän bis zur ersten Wiederholung. Plötzlich gibt mein Grundschulhirn die Information in Sachen Tasten/Töne nicht mehr an meine Hände weiter. Kompletter Blackout. Ich habe nur eine Millisekunde Zeit in der Pause zwischen den Teilen – den einen hab ich soeben gespielt, an den anderen erinnere ich mich gerade nicht –, um mich zu entscheiden, wie ich mit dieser Situation umgehe. Ich kann hier aufhören, gut, dann ist das groß angekündigte Klavierstück vom Bub nach gefühlten zweiundvierzig Sekunden wieder beendet. Ich kann es noch mal bis hierher spielen und hoffen, dass ich dann an dieser Hürde in den richtigen Teil springe, oder aber ich mache jetzt einfach ganz was anderes, also irgendwas. Ich wusste damals gar nicht, dass das so heißt, aber die Lösung war natürlich: improvisieren. Das haben mein Körper und mein Geist irgendwie beschlossen, und ich habe bis heute das Gefühl, als hätte ich darauf gar nicht so viel Einfluss gehabt, es ist einfach passiert. Eine Stimme in meinem Kopf befahl: »Fühle russisch! Und spiel weiter.« Und ja, Babuschka, halt dich fest, ich fühlte russisch oder das, was mir so vorkam, und spielte weiter. Und wie. Meine beiden Hände griffen voll

und mit leidenschaftlich von den Schallplattencovern großer Pianisten wie Rubinstein oder Horowitz kopierter Gestik in die linke, tiefe Tasten beherbergende Seite des Klaviers. Und ich ließ ein wahrlich beeindruckendes Bassgewitter meines Erachtens extrem russischer Art über die beeindruckten Mitschüler, Lehrer und Eltern hereinbrechen. Nur aus dem Augenwinkel sah ich meine Eltern in der ersten Reihe kreidebleich meinem Spiel lauschen, denn die kannten das Stück mindestens genauso gut wie meine Klavierlehrerin, meine Geschwister, unsere direkten Nachbarn, die zum Glück nicht anwesend waren, und ich selbst. Und da stimmte ja wohl im Moment so gar nix. Kein Ton nämlich. Geübt hatte ich es ja wirklich ausgiebig: über Wochen täglich stundenlang im Schweiß meines kindlichen Angesichts. Und jetzt spielte der Bub da einfach irgendwas in den tiefen Gefilden des Klaviers mit einem Showanteil in Sachen Körperlichkeit. Was genau deswegen niemandem den Verdacht in die Übertrittspublikum-Hirnmasse schraubte, hier könne etwas nicht stimmen. Eine Minute, vielleicht auch länger, wohl eher kürzer, dauerte das Spektakel, und plötzlich fiel mir wieder ein, wie der nächste Teil technisch ging. Alles war wieder da. Ich löste gefühlvoll das russische Maschinengewehrfeuer in einem Mollakkord in der Nähe der Tasten auf, die zum Weiterspielen nötig waren, und glitt wieder sanft hinüber in die Originalkomposition des Herrn Schostakowitsch.

Ach ja ... könnte man in Mathe improvisieren, dann hätte ich die nächsten Jahre auf dem Gymnasium nicht die algebraische Hölle durchlebt. Lieber hundert Mal in so einer Situation stecken als einmal im Zimmer völlig blank vor etwas sitzen, was mit »f von x« losgeht. Da ist nix mit Impro. Pythagoras und seine Bande dulden kein Gefühl. Auch kein russisches. Nebenbei: Schostakowitsch und meine darüber improvisierte Version waren so ein erster Vorgeschmack von Rock 'n' Roll. Denn das hatte schon Power. Also, die linke Hälfte des Klaviers, die hat definitiv was von Rock. Zumindest, wenn man sie emotional bearbeitet. Irgendwie.

Hinauf in den vierten Stock der Klassik

Obwohl das nach dem Übertritt von mir besuchte Gymnasium einen guten Ruf hatte und hat, war es in Sachen Musikunterricht ein Armageddon. Der Musiklehrer, leidenschaftlicher Leiter einer Bierzelt- und Prozessionsblaskapelle, war musikalisch gesehen feingeistig wie eine Kreissäge. Er spielte alles, was er spielte, nicht gut, das Klavier nicht, die Geige nicht, die Trompete nicht. Am liebsten ging er der Blaskapelle mit dem Dirigierstab voraus, und die Märsche hallten nur so über niederbayerische Dorfplätze, wenn er wieder mal gebucht war, um Fahnenweißen und Krieger- und Soldatenfestivitäten mit seiner 1-2-3-Musik zu beschallen. Er unterrichtete Zehnjährige an der Blockflöte und hatte den unvergleichlichen Spitznamen »Katzenfell-Toni«, da er sich wohl wegen eines Nierenleidens zur Erwärmung kritischer Körperstellen stets ein Fell umgebunden hatte. Während des Unterrichts verspeiste er gerne Äpfel aus dem eigenen Garten, auch gerne, während er zu uns sprach, wobei er das Kernhaus (den Butzen) in das Musiksaal-Waschbecken katapultierte und weiterhin unverständlich über Dominantseptakkorde und ähnliche musikwissenschaftliche Feinheiten vor sich hin brabbelte, die er, und das weiß ich heute, selbst nicht ansatzweise verstand und dennoch überzeugt an musikalisch zu verderbende Schüler weitergab.

Meine Klavierlehrerin hingegen hatte Ahnung von Musik, und sie wohnte direkt neben dem Gymnasium. So war mein Weg vorgezeichnet. Raus aus der Schule, hinein ins zweifelhafte Vergnügen des Klavierunterrichts. Ich quälte mich jahrelang die Altbautufen hinauf, packte meine Noten aus, hatte dieses unguete Gefühl, sicher nicht genügend geübt zu haben, setzte mich auf den Klavierhocker, und schon schwebte diese stilvolle Dame, die in jüngeren Jahren wohl mal die großen Konzertsäle bespielt hatte, herbei, nahm neben mir Platz und dann wurde gearbeitet: an Fingersätzen, der Körperhaltung (»Früher hat man den

Klavierschülern einen Stock hinten in die Hose gesteckt, damit sie gerade sitzen!«), an Trillern, an der Schnelligkeit der linken Hand (bis heute meine Schwachstelle), an Stücken von Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin, Schostakowitsch und Béla Bartók. Zwischendurch wurde ich durch die unsäglichen Etüden von einem gewissen Herrn Czerny »gepeitscht«, die jedem Klavierschüler das Leben versauen. Ich habe sie gehasst, und sie haben es in regelmäßigen Abständen geschafft, mir das Klavierspiel zu verleiden. Aber Lady Piano bestand darauf zwecks Technik und Training. Czerny ist quasi das Medizinballtraining des Pianisten. Jahre später habe ich in Wien in einem Beisel einen extrem versoffenen Typen unfreiwillig kennengelernt, der auf mich zustürzte und mir ins Ohr lallte: »Weißt du, wer ich bin? Wer ich bin? Haha ... Ich muss überhaupt nix arbeiten, mein ganzes Leben lang, verstehst, und weißt du, warum? Ich bin der Czerny-Erbe, haha!« Und dann fuchtelte er mit seinem Rotweinglas, das an dem Tag sicher bereits Vorgänger im zweistelligen Bereich hatte, vor meinem Gesicht herum: »Die ganzen depperten Klavierschüler, die seine Etüden spielen müssen, sorgen dafür, dass ich mich anständig besaufen kann. Das ist geil, oder?« Antworten konnte ich darauf nicht. Mein Hass auf Czerny allerdings wurde durch diese Begegnung zwanzig Jahre nach dem Ende meiner Klavierschülerzeit noch einmal angefrisch und potenziert.

Klar wollte ich ab meinem dreizehnten Lebensjahr keine klassische Musik mehr spielen. Meine Klavierlehrerin hat das zunächst ignoriert. Irgendwann kam sie dann mit Béla Bartók um die Ecke, was natürlich auch klassische Musik ist, aber halt nicht älter als hundert Jahre. Doch das meinte ich natürlich nicht, als ich immer wieder darum bat, mal »etwas Modernes« spielen zu dürfen. Kurz bevor ich dann hinschmiss, hatte sie sich erweichen lassen und ein Heft mitgebracht, auf dem ›Boogie-Woogie Piano‹ in geschwungenen Lettern stand. Wir begannen uns gemeinsam Boogie-Woogie zu erarbeiten; dass das nicht ihre Welt war und sie wahrscheinlich genauso viel üben musste

wie ich, ahnte ich schon damals irgendwie. Tatsache ist, dass der Zug da bereits abgefahren war. Wenn man zehn Jahre lang neben einer Dame sitzt, die eigentlich im 19. Jahrhundert lebt und die Möbel in der Wohnung hat, die demselben Jahrhundert entstammen, dann passt da halt ein Boogie-Woogie nicht dazu. Er war ein Fremdkörper. Der Boogie. Und von Woogie war auch nichts zu merken, wenn wir am Klavier versuchten, wie lässige schwarze Zwanzigerjahre-Pianisten zu grooven. Wer normalerweise Czerny übt, der groovt nicht.

Sie hat mir dennoch viel beigebracht. Die Schubert-Regel etwa: »Hör keine schlechte Musik, sonst machst du schlechte Musik!« Das hab ich mir gemerkt. Auch wenn wir beide Unterschiedliches darunter verstanden, denn dass da Led Zeppelin dazugehören könnte, davon ist Lady Piano sicher nicht ausgegangen. Wenn sie die überhaupt kannte. Sie hat mir auch immer wieder erzählt, wie irre der Schumann war: Um den schwachen Ringfinger fürs Spiel zu stärken, hat er ihn an einem Faden an der Decke oder am Türgriff festgemacht und gezogen und gezogen, bis er Muskulatur aufbaute. Solche Methoden, und da bin ich wahrlich froh, hat sie nie bei mir angewandt, aber allein das nahezu beiläufige Erzählen solcher Maßnahmen führte immerhin dazu, dass ich ein passabler Klavierspieler geworden bin, der nur leider mit dem Erreichen der Pubertät alles sein wollte, nur eben kein klassischer Klavierspieler. Mit fünfzehn war es aus und vorbei. Ich bin raus aus meiner letzten Klavierstunde und dachte, ich habe es jetzt überstanden und muss nie wieder üben. Denn ich war bereits erweckt.

When Rock 'n' Roll comes to the Kinderzimmer

Ich glaube, es war mein vierzehnter Geburtstag. An meinem Geburtstag war ja nie im engeren Sinne »was los«, insofern kann es auch der fünfzehnte gewesen sein oder es war gar nicht mein Geburtstag, sondern einfach so, unterm Jahr. Jedenfalls war es ein Besuch mit Folgen. Weitreichenden, das kann man so sagen. Es ist auch nicht zu hoch gegriffen, von Erweckung zu sprechen. Ausgelöst hat sie der Besuch eines Freundes, der Oberministerant war. Heute ist der Mann Pfarrer. Was übrigens alle Theorien, dass die Rockmusik vom Teufel käme – sehr verbreitet war diese Ansicht in den ländlichen Siebzigern und Achtzigern –, in das Reich der Fabeln verweist, denn es war in meinem Falle ein heiliger Mann, der mir die Rockmusik ins Kinderzimmer brachte.

Er lieferte mir den Stoff, aus dem fortan meine Träume waren. Pink Floyd: The Wall. Vier Seiten Schallplatten voll mit von mir bislang ungehörten Klängen, Aussagen, Bildern und Rhythmen. Ich habe kein Album öfter gehört als dieses, ich kann es immer noch nahezu auswendig, und das Gitarrensolo von »Comfortably Numb« hat mich hinwegkatapultiert aus allem, was bisher war, und es hat mich weit entfernt von alledem, was bis zu jenem schicksalsträchtigen Tag elternfremdbestimmt in meinen Ohren war: Chopin, Schubert, Mozart, Beethoven. Ich saß auf dem Boden meines Zimmers, die Hand an der Platten-nadel, wenn wieder eine Seite durchgelaufen war, und von vorne, beide Scheiben, alle vier Seiten. Seite drei wurde die Lieblingsseite, und ich war erleuchtet.

Die ganze Überei und die Erweckung fanden in meinem Elternhaus statt in einem niederbayerischen Dorf, das in meiner Kindheit der Stadt Straubing eingemeindet wurde. Unser Haus lag genau gegenüber vom Dorffriedhof.

Der war kalt. Gut, Friedhöfe sind gemeinhin nicht der Ort für Wärme und Geborgenheit, das liegt zum einen in der Natur